

„Kein Patient wird abgewiesen“

Karla Schefter und ihr Einsatz für Afghanistan

Wenn Karla Schefter in Deutschland ist, hält sie Vorträge: Sie erzählt von ihrer Arbeit. Wie sie ab 1989, mitten im Bürgerkrieg, ein Krankenhaus in Afghanistan aufgebaut hat und warum die Menschen dort nach wie vor – oder mehr denn je – humanitäre Hilfe brauchen. Lutz Debus traf Karla Schefter und sprach mit ihr über die Anfänge – und über ihre Einschätzung der aktuellen Lage in Afghanistan.

Frau Schefter, welche Essenz möchten Sie den Zuhörern in Ihren Vorträgen vermitteln?

Der Titel meines jüngsten Buches heißt: „Ich gebe die Menschen nicht auf“. Das ist letztlich das, was ich sowohl im Buch wie auch bei meinen Vorträgen mitteilen möchte. Außerdem versuche ich dem Publikum in Deutschland begreiflich zu machen, dass Afghanistan viele Gesichter hat. Nicht alles ist Schwarz-Weiß. Die Frauen sind nicht nur Unterdrückte. Es gibt auch ganz starke Frauen. Taliban sind nicht nur böse. Manchen Vorbehalten begegne ich mit der etwas vereinfachten Feststellung, dass auch nicht alle Deutschen zwischen 1933 und 1945 Nazis waren.

Was macht Sie zur Expertin?

Seit 22 Jahren lebe ich ausschließlich mit Afghanen unter landestypischen Bedingungen, und das in der Provinz. So eine Erfahrung haben nur wenige Deutsche gemacht. Ich habe mit den Menschen nicht nur gearbeitet, sondern auch mit ihnen die Wochenenden verbracht, in ihren Familien gelebt.

Sie beherrschen die Landessprachen?

Nein. Ich wollte ja zunächst nur ein Jahr bleiben. Dann waren Kriegszeiten, und ich hatte keine Zeit, noch eine Sprache zu lernen. Das hat aber auch Vorteile. Ich wurde in der Taliban-Zeit nicht so schnell verdächtigt zu missionieren. Auch zum Spionieren war ich so nicht zu gebrauchen.

Wie erlebten Sie das Land, als Sie 1989 das erste Mal nach Afghanistan reisten?

Es war Bürgerkrieg. Die Sowjets waren gerade abgezogen. Ich war zunächst in einem Flüchtlingscamp sechs Autostunden südlich von Peshawar in Pakistan, habe dort Krankenpflegehelfer ausgebildet und bin dann im sogenannten mobilen Einsatz nach Afghanistan geschickt worden. Ich kam illegal ins Land. Zusammen mit zwei Ärzten bin ich unter einer grauen Decke auf der Ladefläche eines LKW über die Grenze geschmuggelt worden.

War Ihr Einsatz in dem fremden Land riskant?

Natürlich. Wir waren zwei Tage und zwei Nächte unterwegs, um zu dem ersten Einsatzort zu kommen. Tags gab es Bombarde-



alle Fotos: Karla Schefter

Karla Schefter (geb. 1942) – im Bild rechts von einer Mitarbeiterin zu sehen – war bis 1989 leitende OP-Schwester in den Städtischen Kliniken Dortmund. Dann ging sie nach Afghanistan und baute das Chak-e-Wardak-Hospital mit auf, rund 75 Kilometer südlich von Kabul. Seit 1992 leitet sie es.

Das Krankenhaus ist die einzige Klinik in der 500.000 Einwohner starken Provinz Wardak und finanziert sich seit 2010 ausschließlich über Spendengelder. Es bietet bis heute eine kostenlose medizinische Versorgung für die afghanische Bevölkerung an. Über 100.000 PatientInnen werden dort jährlich behandelt. (www.chak-hospital.org)

Im Rowohlt Verlag erschien dieses Jahr Karla Schefters neues Buch: „Ich gebe die Menschen nicht auf. Afghanistan, ein Land ohne Hoffnung?“ (256 S., 19,95 Euro)

Die Bilder unten zeigen einen Vater mit seinem Sohn im Krankenzimmer sowie den Gebäudekomplex des Chak-e-Wardak-Hospitals.





Im Röntgenraum des Hospitals

ments. Ansonsten mussten wir wegen der Minen aufpassen. Der dritte Einsatzort befand sich in der Provinz Wardak, im Distrikt Chak. Dort waren wir in einem verlassenen, halb verfallenen Mutschaheddin-Stützpunkt untergebracht.

Wie kam es dann zur Klinikgründung?

Wir waren an jenem Ort 35 Kilometer von der Hauptfront entfernt, mussten die Verletzten versorgen. Die sind uns unter der Hand jeden Tag gestorben. Wir hatten keine Transfusionen, keine Möglichkeit der Inkubationsnarkose. Viele sind einfach ausgeblutet. Die meisten Verwundeten kamen sehr spät, wurden auf den Ladeflächen der Lastwagen transportiert. Operiert haben wir bei Licht von Taschenlampen und Laternen. Vielen konnten wir gar nicht helfen. Diese unhaltbare Situation hat den Ausschlag für die Entscheidung gegeben, an dieser Stelle ein Krankenhaus zu errichten. Die Grundsteinlegung erfolgte im August 1989.

Welchen medizinischen Standard konnten Sie in den ersten Jahren bieten?

Fünf Jahre mussten wir ohne Auto auskommen, hatten auch keinen Generator, keine Elektrizität. In den ersten 15 Jahren hatten wir kein Telefon. Wenn in den ersten Jahren nach zwei Monaten per Kurier ein Brief aus Pakistan ankam, war das schon toll. Auch bezüglich unserer Ausrüstung arbeiteten wir zunächst mit Provisorien. An einen Druckkochtopf hat unser Mechaniker eine Spirale angelötet und so konnten wir unser eigenes destilliertes Wasser herstellen. Erst

1994 hatten wir mit Ärztinnen, Krankenschwestern und einer Putzfrau ein Frauenteam.

Konnten Sie in den Kriegswirren unparteiisch bleiben?

Politische Neutralität war uns von Anfang an wichtig. Auch heute wird kein Patient abgewiesen, egal, ob er Talib ist oder nicht. Mein alter Chef in Dortmund sagte früher immer: „Ich frag auch nicht, ob das ein CDU-Blinddarm oder ein SPD-Blinddarm ist.“ Patient ist eben Patient.

Was bewegt einen Menschen dazu, in solch ein krisengeschütteltes Land zu gehen?

Ich hätte früher nie daran gedacht, dass ich eines Tages nach Afghanistan gehe, und schon gar nicht für so lange. Eine Karawane macht aber oft Umwege, um dann doch ans Ziel zu kommen. Vielleicht hat es etwas mit meiner Lebensgeschichte zu tun.

Ich bin Ostpreußin, mein Vater ist im letzten Kriegsjahr gefallen, ich war sehr klein, erlebte die Flucht. Wir kamen bei der Familie meines Vaters in Hamburg unter. Da erlebte ich selbst hautnah, dass man als Flüchtling nicht willkommen ist. Meine Mutter hat dann als Hauswirtschafterin gearbeitet, um uns durchzubringen. In der Zeit habe ich gelernt, alleine zu sein. Ich saß die Nachmittage unter einer Trauerweide an der Alster, habe Karl May gelesen, Abenteuer gesponnen. Wenn es dann blitzte und donnerte, hat mir das gefallen.

Damals fasste ich den Entschluss, in ferne Länder zu reisen. Ich wollte einen

Forscher heiraten und mit ihm auf Expedition gehen.

Und haben Sie Ihren Kindheitstraum verwirklicht?

Natürlich nicht. Nach der Schulzeit habe ich zunächst in einem Krankenhaus angefangen, war als Schülerin schon im OP. Das hat mich total fasziniert und ich wollte unbedingt OP-Schwester werden. Später habe ich an der Uniklinik in Gießen meine Ausbildung gemacht. Ein Oberarzt dort wurde Direktor in Dortmund und der wollte mich gern mitnehmen, damit ich in seinem Sinne die OP-Abteilung aufbaue. Das habe ich gemacht. So war ich im Alter von 24 Jahren schon Leiterin. Das Ausland hat mich aber nie losgelassen, ich bin in über 80 Länder gereist. 1977 war ich in China, Mao war gerade ein Jahr tot. Ich war in Tibet, in Kaschmir, im Jemen.

Wieso aber haben Sie Ihre Zelte in Dortmund abgebrochen?

Nach 20 Jahren ist mein Chef gestorben, ein phantastischer Mensch, der mir bei der Arbeit die Freiheit gab, die ich brauchte. Das war der Schnitt. Ich habe dann auf eine Annonce reagiert. Man suchte jemanden für Afghanistan.

Was macht eine so selbstbewusste Frau in einem Land wie Afghanistan, das so sehr von Männern dominiert wird?

Afghanistan sollte man differenzierter wahrnehmen. Nicht alle Afghanen sind Taliban. Und auch bei den Taliban gibt es große Unterschiede, es gibt studierte Geistliche und es gibt politische Extremisten. Letztere berufen sich zwar auf den Koran, allerdings sind sie dabei nicht ehrlich. Im Koran steht nicht, dass Mädchen keine Bildung haben sollen. Die Frau von Mohammed war gebildet, hat ihren Mann gefördert.

Taliban sind nicht generell abzulehnen?

Ich unterscheide zwischen Terroristen und Taliban. Nicht jeder Terrorist ist Taliban und nicht jeder Taliban ist Terrorist. In der Zeit der Taliban-Herrschaft konnte man ganz sicher reisen. Kidnapping, Selbstmordattentäter, das alles gab es damals nicht. Wenn man jetzt von Taliban spricht, dann meint man oft kleine Gruppen, zehn, fünfzehn bewaffnete Kämpfer mit einem Kommandanten.

Diese Gruppen sind sich aber untereinander oft nicht einig. Viele Kriminelle nennen sich Taliban, obwohl es denen nur ums Geld geht.

Was braucht das Land?

Unbedingt Stabilität. Dieses Land hatte nie die Chance, sich zu erholen. Seit mehr als 30 Jahren ist Krieg. Und wenn Krieg ist, kann kein Schulbetrieb stattfinden.

Bildung ist der Schlüssel?

Sie ist ein Schlüssel. In den sechs Jahren der Taliban-Zeit war die Frauenbildung komplett zum Erliegen gekommen. In unserem Krankenhaus haben wir 74 Mitarbeiter, davon sind 16 Frauen. Ich bin froh, wenn ich Frauen finde, die lesen und schreiben können. Mehr kann ich nicht voraussetzen. 85 Prozent der Afghanen sind Analphabeten. Das ist aber nicht gleichzusetzen mit dumm. Die Menschen hatten einfach keine Chance. Unsere Mitarbeiterinnen sind ganz wissbegierig.

Welche Fehler macht die Aufbauhilfe?

Der Westen setzt zu viel voraus. 2002 kam ein Städteplaner, der war ganz engagiert, teilte Kabul in Viertel ein und wollte dann Stück für Stück die Stadt sanieren. Nach einem Monat war er frustriert, stellte fest: „Die Leute hier können noch nicht einmal eine Akte abheften.“

Eine bessere Vorbereitung der Helfer auf das Land wäre wichtig?

Natürlich. Aber die westlichen Politiker müssen auch lernen, dass Geld allein keine Hilfe ist. 2002 tummelten sich über 800 Organisationen in Kabul. Die Stadt war aber zu über 80 Prozent zerstört. Jede Organisation brauchte ein eigenes Haus. So haben sich die Hilfsorganisationen um die Häuser gerissen und die Preise in die Höhe getrieben. Zur Taliban-Zeit konnte ich in Kabul bei einer Hilfsorganisation umsonst übernachten. Diese zahlten für ihr Haus 300 Dollar pro Monat. Nachdem der Westen intervenierte, kostete das Haus 2.600 Dollar. Später wurden sogar 6.000 Dollar verlangt. Eine Organisation hat diesen Preis sogar bezahlt. Gerade gebildete Frauen sind aus der Provinz in die Stadt gezogen. Da hat man gravierende Fehler gemacht.

Werden Sie von der Bundesregierung hinreichend unterstützt?

Wir bekommen seit zwei Jahren von der Bundesrepublik Deutschland keinen Cent mehr. Zuvor erhielten wir jährlich 50.000 Euro. Begründet wurde die Streichung damit, dass diese Aufgabe den Afghanen übergeben werden soll. Deutschland unterstützt mittlerweile nur noch humanitäre Hilfen in der Nordprovinz, weil dort auch die Bundeswehr stationiert ist. Dort aber herrschen die Tatschiken. Im Norden gab es schon immer Mädchenschulen. Da aber, wo die Taliban großen Einfluss haben, hat man sich bei der zivilen Hilfe zurückgezogen. Das ist grundverkehrt. Mit Militärangriffen kann man das Volk nicht gewinnen.

Würden Sie die Soldaten nach Hause schicken?

Nein, für einen Abzug bin ich nicht. Es war wichtig, dass das Militär nach dem Sturz der Taliban geblieben ist. Sonst wäre es zu einem noch blutigeren Bürgerkrieg gekommen. Aber die Taliban kann man jetzt nur bremsen, indem man Arbeitsplätze schafft.

Der Aufbau scheint aber, schaut man auf die Berichterstattung hier, nicht voranzukommen.

Was heißt Aufbau? Tote können Sie nicht wieder aufbauen. Kaputte Menschen können Sie nicht wieder aufbauen. Was ist, wenn ein Arm oder ein Bein weg ist? 70 Prozent der Afghanen sind mental gestört, hauptsächlich leiden die Menschen unter Depressionen. Die Gesellschaft ist nach dem langen Krieg kaputt, sie ist teilweise verroht, skrupellos und kriminell.

Was würden Sie dem Westen raten?

Es wird zu viel am grünen Tisch entschieden, an den Menschen vorbei, ohne Kenntnis, wie die Lage im Land wirklich ist. Ein Afghane sagte mir einmal: „Die US-Soldaten kennen uns nicht, aber sie wollen uns verändern.“

Vielen Dank für das Gespräch!

Lutz Debus

geb. 1960, ist Sozialpädagoge, Musiktherapeut in einer stationären Einrichtung der Behindertenhilfe in Wuppertal und Autor. info@lutz-debus.info

Im Winter
ins Freie

Herausgegeben von Emil Zopfi
224 Seiten, Leinen, mit Lesebändchen
€ 12.90 / sFr. 19.90

Was wir schon
immer gerne
mal wissen
wollten ...

Aus dem Englischen von Gisbert Haefs
256 Seiten, Leinen, mit Lesebändchen
€ 12.90 / sFr. 19.90

Unionsverlag

www.unionsverlag.com

Bücher zum Schenken